

Was macht das Fremde so fremd (und vertraut)?

Ueli Mäder (ergänzende Notizen zum Beitrag an der GMS-Tagung vom 29.1.2014 in Zürich)

Ich gehe *erstens* von alltäglichen Erfahrungen mit dem aus, was uns mehr oder weniger fremd erscheint. Dann frage ich *zweitens*, welche theoretischen Bezüge helfen könnten, Fremdes (und die Angst davor) besser zu verstehen. *Drittens* interessiert, wie sich Fremdes weniger abwehren lässt. Das ist wohl das Einfache, das schwierig zu verwirklichen ist.

1. Alltägliche Erfahrungen

Ich knüpfe hier an konkrete Beispiele (Zopf, Bahnhof, WEF Davos, „Masseneinwanderung“, Reklamen, Witze, etc.) an. Sie mögen zweierlei andeuten.

- *Erstens*, was der Mensch aus dem macht, was die Gesellschaft aus ihm macht.
- Und *zweitens*, wie die unterschiedliche Ausstattung an Ressourcen unsere Wahrnehmung mitprägt.

2. Theoretische Bezüge

Soziologe *Georg Simmel* (1907) verglich den Fremden mit einem Armen. Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen, nicht drinnen oder draussen. Der Fremde ist nicht der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern der, der heute kommt und morgen vielleicht bleibt. Nähe und Distanz bilden eine Einheit. Das Nahe ist fern, das Ferne nah. Der Fremde ist, wie der Arme, ein Zugehöriger, der sich meistens nur teilweise ausserhalb befindet. Weil er über wenig materielle Ressourcen verfügt, muss er besonders mobil und flexibel bleiben. Die verordnete Ungebundenheit bedeutet Zwang. Sie ermöglicht aber auch eine Beweglichkeit, die freiheitliche Momente beinhaltet und gerade deshalb Neid weckt und Vorurteile bestätigt.

Um Stereotype zu verhindern, plädiert *Gordon Allport* (1954) dafür, persönliche Kontakte zu kultivieren. Nach seiner Annahme können häufige Kontakte und gute Kenntnisse Vorurteile auflösen. Wesentlich sind allerdings die Bedingungen, unter denen die Kontakte stattfinden. Möglichst enge Kooperationen tragen am ehesten dazu bei, Vorurteile abzubauen. *Theodor Adorno* (1950) führt die Vorurteile auf keinen Mangel an Kontakten zurück. Sie wurzeln vielmehr in der inner-psychischen Dynamik des Individuums, die es psychoanalytisch und auf die Sozialisation bezogen zu deuten gilt.

Pierre Bourdieu (1980) verknüpft mit seinem Konzept des Habitus gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Sozio-strukturelle Daseinsbedingungen prägen den Habitus, den er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Die verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Disposition ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Individualisierung keineswegs passé sind. *Pierre Bourdieu* (1986) warnt vor der biographischen Illusion. Er versucht das Subjektive mit dem Objektivierbaren zu verbinden. Externe Faktoren beeinflussen die Denk- und Handlungsmuster beziehungsweise den Habitus eines Menschen, wobei die soziale Klassenlage nicht kausal determiniert. Der Habitus, das sind gewissermassen die sozialen Strukturen unserer Subjektivität, die sich zuerst über unsere ersten Erfahrungen (primärer Habitus), dann über unser Leben als Erwachsene (sekundärer Habitus) bilden. Es ist die Art und Weise, in der sich die sozialen Strukturen über Interiorisierung der Exteriorität in unseren Köpfen und Körpern einschreiben. Der Lebensstil ist weder frei wählbar noch beliebig; er folgt vielmehr dem sozialen Rang. Die feinen Unterschiede äussern sich darin, wie man grilliert oder den Tisch deckt.

3. Perspektiven

Wenn wir fragen, wie wir Fremdes verstehen, unterstellen wir schon, dass es möglich ist, Fremdes zu verstehen. Aber verstehen wir Fremdes? Wenn Fremdes das ist, was wir nicht verstehen, müsste unsere Frage anders lauten. Es sei denn, wir verstehen Fremdes am ehesten, indem wir es nicht verstehen. Dabei interessiert, wie kooperativ sich das Eigene und das Fremde zueinander im Konflikt befinden. Wer die Dynamik zwischen dem Eigenen und dem Fremden verstehen will, muss das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen beziehungsweise das Fremde im Vertrauten entdecken. Dabei erscheint das Eigene als das Vertraute und das Fremde, mit dem sich das Eigene im Widerstreit befindet, als das Unvertraute. Verstehen meint auch den schwierigen Versuch, einen anderen Bezugsrahmen möglichst so wahrzunehmen, dass sich der subjektiv gemeinte Sinn (Max Weber) nachvollziehen lässt. Ob und wie wir Fremdes verstehen, hängt bei diesem heiklen Unterfangen unter anderem vom produktiven Umgang mit dem Konflikt zwischen dem Eigenen und dem Fremden ab. Das eigene Vertraute und das fremde Unvertraute sind allerdings keine klar voneinander trennbaren Bereiche. Es gibt viel Fremdes im Vertrauten und Vertrautes im Unvertrauten. Und das Vertraute im Unvertrauten ist nur scheinbar paradox.

Dualismen kennzeichnen jene theoretischen Konzepte (v.a. der industriellen Moderne). Weiterführend ist eine Synthese verschiedener Ansätze (Simmel, Allport, Adorno, Bourdieu). Zudem gilt es, zwischen sozialer und kultureller Fremdheit zu differenzieren und diese aufeinander zu beziehen. Die soziale Fremdheit thematisiert die ausgrenzende Nichtzugehörigkeit. Sie verlangt eine strukturell wirksame Integration. Die kulturelle Fremdheit beinhaltet indes die Chance, Unvertrautes bewusst und sinnlich erfahrbar zu machen. Das Eigene und das Fremde sind also eng miteinander verknüpft. Das Eigene ist keine feste Kategorie. Es besteht nicht aus einem wahren, inneren Kern, den es zu entdecken gilt. Das Eigene entsteht prozessual und befindet sich stets im Wandel. Unser Ich ist ein werdendes Ich, das sich permanent verändert und nie ganz fassen lässt. Auch das Vertraute ist uns nie ganz vertraut. Es bleibt stets ein wenig unvertraut. Wenn wir uns ihm annähern, entdecken wir Fremdes. So wie wir im Fremden auch viel Vertrautes entdecken, wenn wir es nicht durch ausschliessende Grenzen festzurren, um unser eigenes Ich zu stabilisieren.

Es gibt auch eine andere Nähe, eine Nähe durch Distanz. Eine Nähe durch Respekt vor dem Fremden, das sich uns stets entzieht und weder fassen noch vereinnahmen lässt. Sich fremd fühlen kann auch eine Form sein, die Nicht-Akzeptanz des Fremden nicht zu akzeptieren. Dieses Verständnis relativiert vielleicht das intentionale Verstehen der hermeneutischen Tradition. Das Fremde bleibt fremd, indem es sich dem Zugriff entzieht und nicht identifizieren lässt. Die Fremdheit verbindet also, indem sie bestehen bleibt. Sie hilft, das andere Ich als anderes Ich anzuerkennen. Die Akzeptanz setzt ein Ja zur Differenz voraus. Dazu gehört die Integration der eigenen Fremdheit. Sie ermöglicht eine Vertrautheit, die Ambivalenzen zulässt und darauf verzichtet, Ordnung durch rigide Normierung oder Homogenisierung herzustellen. Anstelle des symbiotisch Nahen oder des hochstilisierten Anderen ermöglicht das Selbstverständnis, dass Grenzen nur teilweise überwindbar sind, eine Vertrautheit mit sich und anderen. Sinnliche Erfahrung und Erkenntnis mögen diese Einsicht fördern. Was ferner hilft, sind soziale Sicherheiten und Verbindlichkeiten.

Literatur

Adorno Theodor et. al., *The Authoritarian Personality*, New York 1950.

Allport Gordon, *The nature of prejudice*, Reading 1954.

Bourdieu Pierre, *Le Sens pratique*, Paris, Minuit 1980.

Bourdieu Pierre, *L'illusion biographique*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 62/63, 1986 S. 69-72.

Bourdieu Pierre, *Verstehen*, in: ders.: *Das Elend der Welt*, Konstanz, UVK ([1993]1997), S. 779-803.

Simmel Georg, *Exkurs über den Fremden*, in: ders., *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe, Bd. 11, Frankfurt a.M. 1907, S. 764–771.